

SUNIL MANN

Fangschuss (Leseprobe)

Montag

Sechs Tage zuvor beobachtete ich, wie sich eine Kakerlake vergeblich anstrengte, mein brandneues Handy zu besteigen. Das Telefon war mir von einem äußerst freundlichen Verkäufer mit gelgetränkter Igelfrisur aufgeschwatzt worden und verfügte über unvorstellbar viele Funktionen, die dem durchschnittlichen Benutzer das Gefühl geben sollten, dass es sich hierbei mindestens um die Fernsteuerung eines Raumschiffes handelte. Die Kakerlake versuchte hartnäckig, mit ihren dürren Beinchen Halt auf der glatten Oberfläche zu finden, bis ich sie zwischen Daumen und Zeigefinger klemmte, mich kurz an ihrem verzweifelten Gezappel ergötzte und daran dachte, dass sie in gewissen Ländern als Delikatesse gehandelt wurde, den darauf folgenden Gedanken trotz meines knurrenden Magens im Keim erstickte und sie aus dem Fenster hinter mir warf, das der ungewohnten Hitze wegen weit offenstand. Ein Jahrhundertherbst, unkten die Meteorologen im Fernsehen, aber da das Wort ›Jahrhundert‹ in den letzten Jahren im Zusammenhang mit ungewöhnlichem Wetterverhalten beinahe inflationär benutzt wurde, war man allgemein wenig beeindruckt und genoss die warmen Septembertage, ohne sich allzu viele Gedanken dazu zu machen. Jedenfalls ich. Ich hatte ganz andere Probleme.

Vorsichtig hob ich das Telefon hoch und drückte die grüne Taste. Der Signalton erklang auf der Stelle, das Telefon schien tadellos zu funktionieren. Drei Tage waren jetzt vergangen, und es hatte keinen einzigen eingehenden Anruf vermeldet. Diejenigen meiner Mutter ausgenommen. Ich seufzte, lehnte mich in meinem im Brockenhaus erstandenen Bürossessel zurück und starrte an die Decke. Sie war übersät von bräunlichen Wasserflecken und erinnerte an ein T-Shirt aus dem Anfängerkurs für Batik. Seit sechs Jahren wohnte ich jetzt schon in dieser Wohnung an der Brauerstraße in Zürichs Kreis 4 und hatte mich längst an ihre Mängel, die damals in der Anzeige mit charmanter Altbau im Originalzustand umschrieben worden waren, gewöhnt. Dafür war die Miete akzeptabel und meine Nachbarschaft störte sich nicht daran, wenn ich nachts lautstark Musik laufen ließ. Vielleicht auch deshalb, weil sie sie im ganzen Lärm, den sie selbst veranstaltete, gar nicht hörte.

Nachdem ich endlich im Besitz meiner Lizenz war, hatte ich mein Wohnzimmer stilsicher in eine Art Büro umgewandelt. Das heißt, das abgewetzte Sofa stand jetzt direkt neben der Wohnungstür, falls ein unvorhergesehener Andrang meine Klienten zwingen würde zu warten. Davor ein niedriger Tisch mit ein paar zerfledderten Illustrierten. Den Fernseher hatte ich ins Schlafzimmer verbannt, das sich im zweiten Raum meiner Zwei-Zimmer-Wohnung befand, er schuf 2 Platz für einen großen, dunklen Schreibtisch, denn ein großer, dunkler Schreibtisch ist zusammen mit schräg gestellten Jalousien das A und O jedes Detektivbüros, das weiß jeder, der ab und zu fernsieht. Dazu gab es einen Gummibaum und irgendeine Pflanze mit elliptischen Blättern, die gelb umrandet waren. Ich fand sie hübsch und sie war billig gewesen – was absolut nichts mit meinem Frauengeschmack zu tun hatte.

Direkt gegenüber dem Sofa stand eine indische Truhe, dunkles Tropenholz mit verschnörkelten Schnitzereien, Kolonialkitsch, aber ich konnte mir vorstellen, dass gewisse Leute darauf abfuhrten. Ein paar Halter für Räucherstäbchen vervollständigten zusammen mit einer handgroßen, rosafarbenen Ganesha-Statue, dem hinduistischen Gott mit dem hässlichen Elefantenkopf, die Ethnoecke. Ich wollte es nicht übertreiben, aber schließlich muss man sich irgendwie von der Konkurrenz abheben.

Am meisten mit Stolz erfüllte mich aber mein Namensschild, das unten bei der Klingel neben dem Hauseingang hing und dann noch einmal im dritten Stock an der Wohnungstür. V. J. KUMAR, PRIVAT-ERMITTLUNGEN stand da in schwarzen Lettern auf einer brandneuen, blank polierten Messingplakette eingraviert, die sich wie ein Goldfisch im Haifischbecken von den anderen Namensschildern und den dazugehörigen Klingelknöpfen abhob, die geschwärzt von den Abgasen des Durchgangsverkehrs und dem häufigen Gebrauch durch denselben beinahe unleserlich geworden waren. Meinen etwas umständlichen, aber typisch indischen Vornamen Vijay hatte ich zum international verständlichen Kürzel V. J. zusammengeschrumpft, etwas das enorm wichtig war in einer von exotischen Namen dominierten Nachbarschaft, die

hauptsächlich aus Prostituierten und Dealern bestand. Meiner potenziellen Kundschaft.

»Hai rabba!«, hatte meine Mutter händeringend gejammert. »Mein Sohn ist nicht nur unnützlich, sondern offensichtlich auch noch komplett verrückt geworden. Pagal ho gaya. Hätte ich doch an seiner Stelle eine sanftmütige und folgsame Tochter geboren! Ohne Widerrede hätte die ihre alte Mutter im Haushalt und im Geschäft unterstützt und nach ihrem Schulabschluss hätte man sie dank der soliden Schweizer Ausbildung und ihrer Jungfräulichkeit gewinnbringend mit einem jungen Mann aus Mumbais besseren Kreisen verheiraten können. Das wäre dann der ganzen Familie zugute gekommen. Aber der! Da zahlt sich keine einzige investierte Rupie aus!« Sie fixierte mich mit diesem Blick, den sie indischen Frauen schon im Kindesalter beibringen und den jede von ihnen perfekt beherrscht: eine Mischung aus Vorwurf, unbeschreiblichem Seelenleid und einer üppigen Portion Melodramatik. Ich kriegte auf der Stelle ein schlechtes Gewissen, dieser Blick verfehlte seine Wirkung nie.

Vijay bedeutete »der Sieger«, und ein Sieger wollte ich auch sein. Ich war gerade dreißig geworden, hatte ein wenig studiert, war ein wenig herumgereist, und hatte meinen Vater und meine Mutter, die vor mehr als drei Jahrzehnten in die Schweiz gekommen waren und sich mühsam eine eigene Existenz aufgebaut hatten, damit beinahe zur Verzweiflung getrieben. Doch jetzt hatte ich nach dem erfolgreich absolvierten Fernkurs immerhin eine abgeschlossene Ausbildung als Privatdetektiv vorzuweisen und war selbstständig.

Zumindest momentan.

Noch war ich nicht ganz so erfolgreich, wie mein Businessplan es vorsah, doch wenn ich auf mein Bankkonto schielte, würde ich noch mindestens zwei Wochen auf eigenen Beinen stehen können, wenn ich eine Mahlzeiten am Tag ausließ und eine andere in flüssiger Form zu mir nahm. Und ich war bereit, noch viel mehr tun, damit das Geld länger reichte. Denn das letzte, was ich wollte, war zurück in den Laden meiner Mutter, um dort hinter dem Tresen zu stehen, und im Dunst der ständig brodelnden Pfannen ihre selbst gebackenen Samosas zu verkaufen.

Ich schlug die Zeitung auf, die ich vor mir auf dem Tisch liegen hatte. Es war eine dieser Gratiszeitungen, wie sie einem am Bahnhof von bereits früh morgens beängstigend gut gelaunten Studenten aufgedrängt wurden. Auf die Titelseite hatte es ein junger Mann geschafft, besser gesagt seine übel zugerichtete Leiche, die man in der Limmat gefunden hatte. Noch stand die Polizei vor einem Rätsel, weder Identität noch Todesursache waren geklärt. Das Foto über dem kurzen Bericht zeigte eine wenig geglückte Aufnahme eines Mitarbeiters des Elektrizitätswerks Letten, der mit betrübter Miene und ausgestrecktem Arm auf die Rechenanlage zeigte, wo die Leiche zusammen mit benutzten Kondomen und leeren PET-Flaschen angeschwemmt worden war. Rasch blätterte ich weiter und betrachtete im Anzeigenteil nicht ohne Stolz das Inserat. V. J. Kumar, Privatermittlungen, stand da, darunter meine Telefonnummer, die E-Mail-Adresse und der Link zu meiner Homepage.

Seitdem ich letztere vor drei Tagen online gestellt hatte, zeigte der Zähler schon vier Besucher an. Zwei Mal war ich selbst es gewesen, um zu überprüfen, wie die von meinem Kumpel José gestaltete Seite wirkte. Er arbeitete als Journalist bei eben diesem Gratisblatt und dank ihm kam mich die Anzeige auch nicht ganz so teuer zu stehen. Dafür hatte ich versprochen, mit ihm einen Abend in der Centralbar beim Helvetiaplatz zu verbringen, wo der gesamte Abend auf mich gehen sollte. Was mich bei seiner Trinkfestigkeit letztendlich wohl mehr kosten würde, als eine reguläre Anzeige.

Einmal hatte sich meine Mutter die Seite angesehen, als tüchtige und erfolgreiche Ladeninhaberin konnte sie sich gut mit Computern aus. Lediglich mit dem Internet hatte sie manchmal ihre liebe Mühe. Schon mehr als einmal musste ich ihren Bildschirm von Myriaden wild blinkender Sites mit unzweideutigen Inhalten befreien.

»Keine Ahnung«, war die übliche, kurz angebundene Antwort auf die Frage, wie sie denn dahin gekommen sei, während sie angestrengt und mit geröteten Wangen in einem Topf rührte oder tief gebückt ein Gestell auffüllte, um meinem spöttischen Blick auszuweichen.

»Das ist alles, Beta, mein Sohn?«, fragte sie zweifelnd, als sie sich meine spartanisch, aber meines Erachtens nach stilvoll gehaltene Homepage anschaute. Ob sich ihre Skepsis auf die Gestaltung der Seite bezog oder meinen Geisteszustand, war nicht genau zu eruieren.

»Da sollten mehr Farben sein, Muster und Ornamente, die Leute mögen es fröhlich«, bemängelte sie. »Sowas erwarten die Schweizer von uns Indern! Sonst wirst du nie erfolgreich!«

»Ma, ich bin kein Teppichhändler auf dem Basar in Agra sondern ein Privatdetektiv!«, erwiderte ich entsetzt. Sie zuckte mit den Schultern. »Acha. Gut. Wenn du meinst.«

Den vierten Besucher meiner Homepage kannte ich nicht, folgerichtig war er der erste potenzielle Kunde. Es bestand Hoffnung.

Flüchtig las ich die Anzeigenseite. Ein Inserat von Madame Bonheur, gleich unter meinem, versprach Glück in Liebe und Beruf, Madame pendelte, legte Karten und las Kaffeesatz, auch am Telefon, darüber drohte Domina Paulina härteste Bestrafung für den diskreten Geschäftsmann ab siebzehn Uhr an. Ich befand mich wieder mal in bester Gesellschaft.